



Engelsdämmerung

City of Angels 03

Andrea Gunschera

SIEBENVERLAG

City of Angels 01: Engelsbrut, 2009
City of Angels 02: Engelsjagd, 2010

Engelsdämmerung

Andrea Günschera

Sieben Verlag © 2012

Covergestaltung: Mark Freier

Szenentrenner: © Christine Krahl – Fotolia.com

Korrektur: Susanne Strecker, www.schreibstilratgeber.com

ISBN Taschenbuch: 978-3-941547-39-1

ISBN eBook PDF: 978-3-940235-49-7

ISBN ebook ePub: 978-3-940235-62-6

Sieben Verlag, 64372 Ober-Ramstadt

www.sieben-verlag.de

PROLOG

Der Saphir war es, der uns auf die Fährte des Nazgarth brachte [...], ein riesiges Juwel voll dämonischem Licht. In seine Unterseite ist die Narbe des Bösen geschnitten.

Unter den Mauern von Uruk liegt eine schreckliche Geißel. Sieben Siegel verschließen die Gruft. Doch der Dunkle Jäger ist nicht tot, er ist nur in tiefen Schlaf gefallen. Und wir, die wir geschworen haben, ihn zu bewachen, haben sein Geheimnis vergessen.

*Aus dem Tagebuch des Vedric Cerencia, Großmeister der Raphaeliten.
Erlauchteste Republik Venedig, im Jahr des Herrn 1476.*

Jabal Maqloub, Irak

Wie er diesen Ort hasste.

Die Schreie verursachten Schmerzen in Bartolos Ohren. Sie klangen nicht menschlich. Menschlich konnte man den Propheten weiß Gott auch nicht nennen, obwohl er einst ein Mensch gewesen war. Der Prior fragte sich nicht zum ersten Mal, ob sie nicht alle für diesen Frevel brennen würden, wenn sie eines Tages vor das Antlitz des Allmächtigen traten.

Die Schreie fingen sich in den Windungen des Brunnenlochs, das vom Keller des Klosters hinabreichte bis in die tiefsten Eingeweide des Maqloub-Gipfels, und strichen wie hohle Geister an den Felsen entlang. Sie gruben sich in die Gesichter der Männer, harte Falten um die Mundwinkel, noch tiefere auf den Stirnen. Himmel, die Steine selbst sprangen unter der Stimme der Qualen. Wenn es eine Hölle gab, dann tat sie sich hier auf, in den Kasematten von St. Eugene.

„Seit wann geht das so?“, fragte er den hochgewachsenen Chaldäer auf der anderen Seite des Brunnens.

„Seit gestern Nacht.“ Abbas sprach Englisch mit einem kultivierten Akzent. Bartolo kannte ihn von früheren Besuchen in der Klosterfestung. Der oberste Wächter der Abtei war ein ernsthafter Mann, der in Rom und in Edinburgh studiert hatte und doch die Kargheit des assyrischen Hochlands höher schätzte als die Annehmlichkeiten westlicher Zivilisation. Von der Spitze des Glockenturms konnte man die Mauerreste der antiken Stadt Niniveh sehen.

„Ich habe Nachricht an den inneren Kreis geschickt, als er sich zum ersten Mal regte. Die Schreie begannen gestern Nacht. Er kämpft so heftig gegen seine Ketten, dass das Fleisch schon bis auf die Knochen durchgeschnitten ist.“ Abbas rieb sich über den sorgfältig gestutzten, schwarzen Bart. „Ich vermute, der *Ryf* ist jetzt stark genug, dass auch andere ihn hören können, in größerer Entfernung. Es werden sich Sucher erheben. Der Rat muss Soldaten aussenden, um sie abzufangen.“

„Während Ihr versucht, den Dunklen Jäger zurück in den Schlaf zu singen?“

„Wir müssen den verfluchten Engel töten, sonst haben wir bald eine Armee von Suchern, und einer wird es schaffen, durchzubrechen.“

Der vorwurfsvolle Tonfall, mit dem Abbas seine Forderung vortrug, ärgerte Bartolo. Es war nicht seine Schuld, dass der Engel sich aus der Asche erhoben hatte. Dio mio, bis vor ein paar Monaten hätte er nicht einmal geglaubt, dass so etwas überhaupt möglich war. Und doch stand er nun an diesem lichtlosen Schlund und lauschte den Schreien der Alpträumkreatur, als verbarg sich darin der Schlüssel zur Rettung der Welt.

„Zuerst müssen wir den Engel finden“, sagte er. „Wir haben keine Ahnung, wo er sich versteckt.“

Abbas nickte brüsk. „Ich habe die Wachen an der Schmiede verstärkt. Doch ihr tütet gut daran, uns jeden Mann zu schicken, den ihr entbehren könnt. Wenn die Siegel gebrochen werden ...“

„Das wird nicht geschehen“, schnitt Bartolo ihm das Wort ab. Er starrte Abbas in die kohlschwarzen Augen. „Wir lassen euch nicht im Stich.“

Die Schreie steigerten sich zu apokalyptischem Gebrüll, das auf seinem Höhepunkt in einem Krächzen versiegte. Abbas seufzte und blickte einen Mönch an, der im Hintergrund wartete. „Geh“, befahl er, „und sag den Wächtern, sie sollen den Propheten in Blut ersäufen.“

Das erste Siegel schufen sie, die Stimme des Verführers zu lähmen. Denn die Zahl seiner Anhänger wuchs so schnell, dass sie sie nicht mehr erschlagen konnten. Sie nahmen Coeruleum Scythium von den Abhängen des Hindukusch, den reinsten und größten Lapis aus dem Diadem eines Königs. Und sie befahlen Lugal, dem Schöpfer der Seelensteine, ein Gefängnis zu schmieden, um einen Halbgott zu binden.

Vedric Cerencia, Großmeister der Raphaeliten.

Los Angeles, Kalifornien

Die Kreatur hörte sich atmen, während sie durch die Dunkelheit kroch, ein widerwärtiges Fiepen, das sie noch mehr hasste als ihr Spiegelbild in den Pfützen. Fels splitterte unter ihren Klauen wie Sand. Zum tausendsten Mal fragte sie sich, ob sie ihrer grausigen Existenz nicht ein Ende setzen konnte, indem sie sich mit den schwarz glänzenden Sichel die Kehle aufschlitzte.

Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich würde sie einmal mehr erwachen, mit furchtbaren Schmerzen, weil ihre Knochen sich schieb und verdreht zusammenfügten und Dornen aus den Bruchstellen wuchsen. So wie die letzten Male, als ihr Leib auf dem Asphalt zerschmettert worden war. Als der Güterzug sie verstümmelte. Als Engelsfeuer sie verbrannte.

Sie sog die Luft ein und spie sie aus, ein Rasseln wie von Käferschalen. Hass trieb sie vorwärts, Hunger und ein wachsendes Drängen. Sie nannte es die *Stimme*. Obwohl es keine Stimme war, sondern ein Gefühl. Ein Instinkt, der sich in ihren Geist einnistete wie ein Parasit und jeden Tag stärker wurde. Die Stimme hatte sie zum Abgrund geführt und zu der verborgenen Treppe. Sie zog an ihr, flüsterte und schmeichelte wie süßes Gift.

Die Kreatur kroch weiter, Erde fiel auf ihre Schultern herab, Fels bröckelte, wo ihre Krallen Furchen zogen. Ein Haufen Geröll versperrte den Weg. *Grabe*, wisperte die Stimme. *Grabe*.

Staub flog ihr entgegen, als sich ihre Klauen hineinschlugen, Steinchen spritzten, der Wall geriet ins Rutschen. Vor Befriedigung knurrend schob und zerrte sie, bis das Hindernis sich in einer Lawine auflöste. Verblüfft hielt sie inne.

Vor ihr tat sich eine gewaltige Höhle auf. Trotz ihrer scharfen Sinne konnte sie den Boden nicht ausmachen. Doch die Stimme zog sie nach unten. *Hinunter, hinunter*. Auf allen vieren krallte sie sich am Rand fest und spähte nach einem Abstieg. *Hinunter*. Die Luft roch kalt und abgestanden. Nicht nach den Chemikalien der Kanalisation, sondern nach Moos und Alter. Diese Höhlen lagen viel tiefer. Sie beugte sich weiter vor und verengte die Augen, die im Dunkeln besser funktionierten als im Licht. Weil sie nun eine Kreatur der Finsternis war, dachte sie erbittert. Hass brannte in ihren Adern. Hass auf sich selbst, auf die Existenz, zu der sie verdammt war, auf diejenigen, die ihr das angetan hatten. Hass auf die, die sie hassten.

Sie hieb ihre Klauen in den unebenen Fels und begann zu klettern, kopfüber wie eine gigantische Spinne.

Hinunter, hinunter. Die Stimme überschlug sich vor Freude. *Hinunter*. Das Drängen summete in ihren Gliedern. Als sie entdeckt hatte, dass sie senkrechte Wände erklimmen konnte, hatte es sie erschreckt. Dann fasziniert. Jetzt fütterte es nur ihren Abscheu vor sich selbst.

Es schien Stunden zu dauern, bis sie den Grund erreichte. Die Höhle reichte so tief, dass man eine Kathedrale darin hätte errichten können. Dicht an der Wand entdeckte sie zwei Leichen. Die Körper waren alt und mumifiziert von der trockenen Kühle und hatten jeden Geruch verloren. Skelettfinger umklammerten einen rostigen Trommelrevolver. Ein Stück entfernt lag eine Ledertasche auf dem Boden. Das Drängen flammte auf zu Euphorie. Sie riss die Tasche auf, ohne zu wissen, wonach sie suchte. Metall klirrte, Kettenglieder, ein silbriger Schimmer. Ringe, Colliers, eine Handvoll Brillanten, die opulente Beute eines Raubzugs. Ganz unten fand sie ein Päckchen aus Stoff, der unter ihren Krallen zerbröckelte. Ein Armband war darin eingeschlagen. Sie betrachtete eine barock ziselierte Rosette aus Gold, die einen riesigen Lapislazuli fasste. Der Stein ruhte in einem Gespinst feinsten Silberfäden, die in Resonanz mit der Stimme zu schwingen schienen. Ich kann dich nicht hören.

Nicht hören.

Hören.

Sie entblöste ihr monströses Gebiss zu einem Lächeln und vergaß so viel von ihrem Grimm, dass sie beinahe glücklich war. Zumindest für einen Moment.

Ein Versprechen, sang die Stimme.

Versprechen.

Mit der Spitze einer Kralle fuhr sie über die Fäden und brachte sie zum Vibrieren wie Saiten einer Harfe, die seit zweitausend Jahren nicht gespielt worden war.

*Doch ich sage euch: Er ist nicht so rein und leuchtend, wie die Priester uns glauben machen wollen. Hinter dem Rücken des Gottes hat er seine Pflichten vergessen.
Was, wenn das Weib gebärfähig ist? Was, wenn ihre Brut das Licht der Welt erblickt, gezeugt von einem
Erzengel?
Ich sage euch, verdammt sind wir alle, solange sie nicht gefunden ist, in einen Sack gesteckt und ertränkt in den Fluten des Tigris.*

Anonym. Inschrift auf einer Tonscherbe, Niniveh um 2100 v. Chr.

Lanuvio. Italien

Anna überließ es heiß und kalt, als sie den Pfiff hörte, und gleich darauf Manolos Stimme. Vor ihr mündete die Via Cardinale in eine krumme Treppe, die hinauf zum Klosterweg führte. Sie raffte all ihre Willenskraft zusammen, um nicht zurückzublicken. Mit steifen Schultern stieg sie vom Fahrrad und hob es hoch, den Kopf nach vorn gerichtet. Nicht umsehen. Nicht die Nerven verlieren.

Nach vier Stufen zitterten ihre Beine.

„Ciao, Süße!“ Schritte näherten sich. „Bist du taub?“

Ihre Schulterblätter brannten. Eine Haarsträhne löste sich aus dem Knoten an ihrem Hinterkopf und kitzelte unerträglich auf ihrer schweißfeuchten Haut. Stur erklomm sie die Treppe, einen Fuß vor den anderen, bis ein harter Gegenstand sie am Rücken traf und sie ins Taumeln brachte. Sie verfehlte eine Stufe und fiel auf ein Knie, fing sich mit den Händen ab, das Fahrrad rutschte ihr von der Schulter und landete scheppernd am Boden.

Ein Lachen flocht sich in das Rauschen der Baumkronen, die Schritte stoppten hinter ihr. Eine Männerhand glitt wie zufällig über ihre Hüften, eine Spur zu tief, um unschuldig zu sein. Kräftige, sonnengebräunte Finger umschlossen den Rahmen und hoben das Fahrrad auf. Ihr Magen zog sich zusammen. Sie richtete sich auf, drehte sich um und wich sogleich zurück, weil Manolo so dicht vor ihr stand. Unbeholfen griff sie nach dem Fahrradlenker, doch er ließ ihn nicht los.

„Freust du dich, mich zu sehen?“

Sieben Jahre. Sie konnte kaum glauben, wie wenig er sich verändert hatte. Sein Haar war länger als früher und stieß ihm auf die Schultern. Ein paar Linien um sein Kinn und die Nase hatten sich verhärtet, sonst sah er aus wie am Tag der Abschlussfeier am Julio Cesare Lyzeum. Sein Grinsen verbarg den arroganten Zug um die vollen Lippen und entblößte makellos weiße Zähne. Er lächelte sie an wie ein böser Geist aus der Vergangenheit.

„Warum fragst du ausgerechnet mich das?“ Sie versuchte, sich kühl zu geben, doch ihre Stimme betrog sie. In ihren Schläfen erwachte ein leises Pochen, wie immer, wenn sie unter Druck geriet. Hinter Manolo näherte sich ein zweiter Mann mit kurzen schwarzen Locken.

„Das ist mein Freund Mirko“, stellte Manolo ihn vor. „Ich habe ihm alles von dir erzählt.“ Er betonte den Satz auf eine Weise, der keinen Zweifel ließ, was ‚alles‘ bedeutete. „Willst du mir nicht einen Willkommenskuss geben? Du hast dich bestimmt jeden Tag nach mir verzehrt.“

Sie wurde rot. In ihrer Kehle wuchs eine Mischung aus Scham und Angst. Warum musste ausgerechnet Manolo zurückkehren nach Lanuvio, wo alle anderen nicht eilig genug von hier wegziehen konnten? Und warum, um der Liebe Gottes willen, hatte er nach sieben Jahren nichts Besseres zu tun als ihr nachzustellen?

„Gib mir mein Fahrrad.“ Sie hasste den bettelnden Ton, der sich in ihre Stimme schlich.

„Wir könnten heute Abend ausgehen.“ Sein Lächeln wurde breiter und eine Spur gehässiger. „Gib’s zu, du hast darauf gewartet, dass ich dich frage. Jedes Mal, wenn du mich siehst, renkst du dir den Hals nach mir aus.“

Das war eine Lüge. Trotzdem brannten ihre Wangen wie Feuer. Vor zwei Wochen hatte sie ihn durchs Fenster des Café Petrocchi erspäht. Sie war so schockiert gewesen, dass sie mehrere Sekunden ihren Blick nicht hatte abwenden können, bis sie sicher war, dass die Einbildung ihr keinen Streich spielte. Später hatte sie Julia in der Bibliothek nach ihm gefragt. Julia, die immer auf dem Laufenden war, wusste natürlich von der Neuigkeit, dass Manolo durch die Prüfungen gerasselt war und sein Jurastudium abgebrochen hatte. Dass sein Vater sich weigerte, ihm das bequeme Leben in Florenz weiter zu finanzieren und ihn zwang, im väterlichen Autohaus zu arbeiten. Der hübsche, eingebildete Manolo, ein Autoverkäufer. Sie hatten beide gelacht. Jetzt war ihr nicht mehr nach Lachen zumute. Sie packte den Fahrradlenker, um ihn Manolo aus der Hand zu reißen. „Gib es mir!“

„Ich habe noch das Bild von dir. Ich sehe es mir oft an. Mirko fand es auch sexy. Stimmt’s, Mirko?“

Das Lächeln auf dem Gesicht des anderen Mannes verblasste. „Hör auf, Manolo. Lass sie in Ruhe, wenn sie nicht will.“

„Klar will sie. Sie ist nur schüchtern.“ Manolo löste eine Hand vom Lenker und berührte sie an der Wange. „Gib’s zu, Anna. Es muss dir nicht peinlich sein.“

Seine Worte rissen erbärmliche Angst auf. *Das Bild.* Mein Gott, wie sie ihn hasste. Sie hatte das alles verdrängt. Die Hoffnung, die Furcht, die Atmosphäre plötzlicher Gewalttätigkeit. Seine Hand unter ihrem T-Shirt, an ihrem Höschen, sie wehrte sich, es war kalt im Auto, sie ohrfeigte ihn und der Moment der Erleichterung, als er von ihr abließ. Nur, um ihr eine Sekunde später den Arm zu verdrehen. Der Schmerz brach ihren Widerstand. Und seine Stimme. Dachtest du, ich will was von dir, du hässliche Schlampe? Wer will schon mit dir schlafen? Und jetzt halt still.

Sie hätte auf ihr Bauchgefühl hören sollen. Manolo, der aufregendste Mädchenschwarm am Lyzeum, der jede haben konnte, wollte ausgerechnet mit ihr ausgehen? Natürlich war es eine Wette gewesen, und es ging um ihr verdammtes rotblondes Haar, das sie sich danach jahrelang schwarz gefärbt hatte. Die Jungs hatten gewettet, ob ihr Schamhaar die gleiche Farbe hatte. Die Angst war wie ein lähmendes Gift. Verzweifelt kämpfte sie gegen die aufsteigenden Tränen an. Sie durfte keine Schwäche zeigen, das machte es nur schlimmer. „Lass mich in Ruhe“, presste sie zwischen zitternden Lippen hervor.

„Oder was?“ Sein Griff um ihr Handgelenk tat weh. „Was sonst? Hetzt du mir deine Mönche auf den Hals?“

„Lass los!“, fuhr sie ihn an. Sie riss so heftig an ihrem Arm, dass Manolo aus dem Gleichgewicht geriet. Er ließ das Fahrrad los, das ein Stück die Treppe hinunterrutschte. Mit der anderen Hand packte er sie um die Hüfte und zog sie an sich. Panik flutete über sie hinweg.

„Manolo, bitte!“ Mirkos Worte schnitten durch den Nebel. „Lass sie doch.“

Und dann eine weitere Stimme, energisch und befehlsgewohnt. „Was macht ihr hier?“

Manolo löste seine Finger von ihr, als hätte er sich verbrannt. Er wich einen Schritt zurück, ein Anflug von Panik in den Augen. Anna fuhr herum. An der Biegung der Treppe war Monsignore Bartolo aufgetaucht, buchstäblich wie von Gott gesandt. Sie war so erleichtert, dass sie am liebsten auf ihn zugerannt wäre und sich hinter seiner Kutte versteckt hätte. Aber sie war kein Kind mehr, sie war eine fünf- undzwanzigjährige Frau und dazu die jüngste, die je einen Dokortitel an der Regina Apostolorum erlangt hatte.

Mit einem Schlag kehrte die Scham zurück. Trotz akademischer Würden blieb sie die Aussätzige, mit der keiner etwas zu tun haben wollte. Gegen Jungs wie Manolo vermochte sie sich nicht zur Wehr zu setzen. Unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen, hallte es durch ihren Geist. Wann wurde Bartolo es müde, sie zu retten? Sicher gab es Momente, in denen er bereute, sie bei sich behalten zu haben, statt sie nach San Gabriele zu geben.

„Monsignore“, stammelte sie, „Sie sind zurück.“

Die durchdringend hellgrauen Augen des Priesters hielten sie fest. „Haben sie dir etwas getan?“

„Nein.“ Sein Blick wurde ihr unangenehm. Sie wollte nicht, dass er vom Grund dieser Auseinandersetzung erfuhr. Rasch bückte sie sich, um ihr Fahrrad aufzuheben. An der Gabel war der blaue Lack abgeschrammt.

„Verpissst euch“, sagte Bartolo zu den beiden jungen Männern. „Manolo, halte dich fern von ihr, sonst rede ich mit deinem Vater und dann Gnade dir Gott.“

„Schlampe“, zischte Manolo ihr zu. „Du kannst dich nicht ewig hinter ihm verstecken.“

Sie wollte etwas erwidern, eine schlagfertige Attacke, doch ihr fiel nichts ein, außer kindischen Beleidigungen.

„Was hast du gesagt?“, fragte der Priester.

„Nichts.“ Das Grinsen auf Manolos Gesicht wirkte mehr wie ein Zähnefletschen. „Schönen Tag noch, Monsignore.“

Er packte Mirko am Arm und zog ihn mit. Anna glaubte, sie lachen zu hören, während sie die Stufen hinunterrannten. Sie drehte sich zurück zu Bartolo.

„Was ist passiert?“, fragte er.

„Nichts.“

Der Prior des Klosters St. Pietro runzelte die Stirn, drang aber nicht weiter in sie. Nebeneinander erklimmen sie die Treppe. Sie war dankbar, dass er nicht versuchte, ihr das Fahrrad abzunehmen, obwohl die Kopfschmerzen sie fast um den Verstand brachten. Sie verabscheute ihre Schwäche, so wie sie Bartolos Stärke verehrte. Jeder hatte Respekt vor Monsignore Bartolo. Typen wie Manolo scheuten die Auseinandersetzung mit ihm. Das lag nicht nur an seiner einschüchternden Gestalt. Obwohl weit über fünfzig, besaß der Prior noch immer die Statur eines amerikanischen Eishockeyspielers. Die Priesterkutte milderte diesen Eindruck nicht. Sein Gesicht bestand aus unbarmherzigen Linien und mit seiner Rhetorik nagelte er selbst den Bürgermeister an die Wand, den wegen seiner Beziehungen zur Mafia niemand anzutasten wagte. Die Kinder in der Schule nannten ihn Putin, denn er hatte Ähnlichkeit mit den Bildern des russischen Premiers. Tatsächlich gaben seine blonden Haare Anlass für ein Gerücht, mit dem ihre Klassenkameraden sie gequält hatten, während ein Teil von ihr sich gewünscht hatte, dass es die Wahrheit wäre. Dass sie kein unerwünschter Balg war, den eine Prostituierte auf den Klosterstufen abgelegt hatte, sondern Bartolos leibliches Kind, das er verleugnen musste, um seine Priesterwürde nicht zu verlieren.

„Vielleicht habe ich einen Fehler gemacht“, seufzte Bartolo.

Sie schrak aus ihrem Selbstmitleid auf. „Was meinen Sie?“

„Manolo. Damals, als er dich ...“, er machte eine vage Handbewegung, „Ich habe danach mit seinem Vater gesprochen.“

Hitze schoss ihr ins Gesicht. Ihre Ohren, ihr Hals glühten wie Feuer.

„Der Alte hat ihn krankenhaureif geprügelt. Hat ihm das Leben zur Hölle gemacht. Ein Wunder, dass der kleine Bastard noch nach Florenz zum Studium durfte. Sein Vater hat ihn kurzgehalten.“

„Sie haben was?“ Sie wollte es nicht glauben. „Woher wussten Sie davon?“ Und wusste er auch von dem Bild? Ihr wurde schlecht. Sie hatte niemandem von dem Abend erzählt. Niemandem außer Julia. Und Julia hatte Schweigen gelobt.

„Manolo denkt, dass du mich auf seinen Vater gehetzt hast“, fuhr er fort. „Das tut mir leid, das wollte ich nicht.“

„Hat Julia es Ihnen gesagt? Ich wusste, dass sie den Mund nicht halten kann. Ich hätte ihr nie ...“

„Nein. Einer der anderen Jungs hat ihn angeschwärzt. Manolo hat sich damit in der Schule gebrüht.“

Die Tränen, gegen die sie gekämpft hatte, quollen ihr nun doch unter den Lidern hervor. Wer weiß, wie viele Mitschüler das Foto gesehen hatten. Und wie viele von den Lehrern. Plötzlich war alles wieder präsent. Als wären keine sieben Jahre vergangen, sondern nur ein paar Tage. Die Demütigung brannte ihr die Kraft aus den Gliedern. Heiß rannen die Tränen über ihre Wangen, während sie kaum Luft bekam und das Schluchzen unterdrückte. Sie fiel einen halben Schritt hinter Bartolo zurück, weil sie nicht wollte, dass er sie so sah.

Auf der letzten Windung wichen die Steinschwellen den holprigen Stufen aus festgestampftem Lehm, die gefährlich glitschig werden konnten, wenn es regnete. Der Wind frischte auf und rüttelte an den Ästen der Pinien. Zapfen und kleine Zweige prasselten zu Boden, ein Schwarm Vögel flatterte auf. Die warme Märzsonne schmolz die Schneereise und füllte die Luft mit Frühlingsduft.

„Mach dir nicht so viele Gedanken“, sagte Bartolo. „Manolo ist ein *Maleducato* wie sein Vater. Ein Bauer, der sich einbildet, das Zeug zum Herrn zu haben. Er ist deine Aufmerksamkeit nicht wert. Anna, das Leben hält Größeres für dich bereit.“

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Augen und verschmierte die Tränen auf ihren Wangen. Bartolo klang vernünftig, wie immer, wenn er mit ihr sprach. Doch sie war schwach und er war stark. Er hatte sie aufgezogen wie ein Vater und ließ sie selten sein Missfallen spüren, aber sie ahnte, dass sie seinen Erwartungen nicht gerecht wurde.

Die Heimkehr hatte sie mit Euphorie erfüllt nach den Jahren in Rom. Sie liebte Lanuvio, die vertraute Stille der Abtei, die langen Regalreihen der Bibliothek, die mit Schriften angefüllt waren, von denen selbst der Vatikan nichts wissen durfte. Lanuvio war ihre Heimat und mit der Zeit verblassten die Demütigungen aus der Schule. Sie war entsetzlich stolz gewesen auf ihre Doktorurkunde, auf die Beurteilung ihres Professors und auf Monsignore Bartolos wohlwollenden Blick, als sie sie ihm präsentierte. Und hier kam Manolo und brauchte fünf Minuten, um alles wertlos erscheinen zu lassen? Ein Mensch hat nur so viel Macht über dich, pflegte Bartolo zu sagen, wie du ihm zugehst. War es ihre Schuld, dass Typen wie Manolo sie belästigten? Verlieh sie ihnen Macht?

Wie sollte sie ihre Aufgaben in der Bruderschaft schultern, wo sie die Jahre in Rom nur überstanden hatte, indem sie sich von den anderen fernhielt? Wo sie froh gewesen war, dass ihre Mitstudenten sie bald für eine autistische Verrückte hielten, mit der man nichts zu tun haben wollte?

Und Raphael, der gesandt worden war, die Rache des Herrn über die gefallenen Engel zu bringen, trat vor Naram, den König von Babylon. Auf deinen Schultern lastet eine schwere Aufgabe, sprach Naram. Doch ich will dir helfen. Denn sein Herz war voller Groll über den Verrat des Asâel, der seine Lieblingsfrau gestohlen hatte. [...] Also sprach Naram zu Raphael: Wähle aus den Besten meiner Krieger und befehl ihnen, und sie werden dir zu Diensten sein.

So geschah es, dass die Krieger des Königs dem Erzengel die Treue gelobten und ihre Schwerter im Blut der Nephilim badeten, wo immer sie sie fanden. Und ihr Ruhm mehrte sich und verbreitete sich weit über die Grenzen des Reiches. Nach dem Namen ihres Anführers nannten sie sich die Raphaeliten.

Chronik der Raphaeliten. Konstantinopel-Schriftrollen, Kap. V

Boston, Massachusetts

Vitalis Telefon klingelte lange vor Anbruch der Morgendämmerung. Schlaflos lag er im Bett und lauschte dem aufkommenden Sturm. Die italienische Nummer auf dem Display war ihm vertraut. Er glaubte nicht an Vorahnungen, doch diesmal überfiel ihn eine und ließ ihn sekundenlang zögern, bevor er abnahm.

„Bartolo“, begrüßte er den Mann auf der anderen Seite. „Es ist mitten in der Nacht.“

„Es ist wichtig.“

„Das sagst du immer.“

Bartolos Lachen hallte durch die Leitung, volltönend und glasklar, als lägen keine viertausend Meilen Atlantik zwischen ihnen. Dann wurde er ernst. „Die Bruderschaft benötigt deine Hilfe.“

„Was brauchst du?“

„Ich brauche deinen Engel des Todes.“

Erleichtert sackte Vitali zurück in die Kissen. Die Dunkelheit, die ihn gestreift hatte, war nicht mehr als die Einbildung eines alten Mannes gewesen. Keine Katastrophe hatte die Angeln der Welt erschüttert. Die Bruderschaft wollte jemanden aus dem Weg räumen, das war alles. „Kein Problem. Gib mir den Namen.“

„Vitali“, ein Zögern glitt in Bartolos Stimme, „diesmal ist es anders. Von dieser Mission kehrt er vielleicht nicht mehr zurück.“



Die Gischt traf sein Gesicht wie ein Peitschenschlag, doch Kain wandte den Kopf nicht ab. Salzwasser tränkte seine Locken, brannte in den Augen und troff eisig kalt auf seine Schultern.

Eve, flüsterte der Nachtsturm. Eve, zischten die Wellen. Eine neue Woge stürzte mit solcher Wucht über ihm zusammen, dass er vom Rand des Stegs zurücktaumelte. Eve war in seinen Gedanken, sie brodelte in seinem Blut. Sie tanzte auf seinen Lippen, wenn er trank. Und wenn er schlief, fand sie ihn in seinen Träumen.

Er fragte sich, wie lange er so weiterleben konnte. Und ob er sie töten musste, um sich zu erlösen. Dabei wusste er doch, dass er dazu nicht fähig war. Der Blutfluch übertrumpfte seinen Überlebensinstinkt.

Blicklos starrte er aufs Meer hinaus. Am nachtschwarzen Horizont irrlichterten die Scheinwerfer der Küstenpatrouillen. Er drehte sich um und wanderte zurück zur Hafepromenade, an Schiffsrümpfen vorbei, die unruhig gegen die Holzpoller stießen. Eve kreiste wie Gift in seinen Adern. Sie zersetzte ihn. Er konnte nichts tun, um sie aufzuhalten.

Um diese Zeit der Nacht, kurz bevor Purpur den Himmel färbte, lagen Bostons Straßen verlassen. Die Clubs hatten geschlossen. Die letzten Nachtschwärmer hatten den Weg ins Bett gefunden, das eigene oder das eines Fremden. Kain überquerte den William Morrissey Boulevard, dessen sechs Fahrspuren gespenstisch leer im Lampenlicht glänzten. Sein Körper schmerzte vor Müdigkeit, doch sein Geist war zu aufgewühlt, um Ruhe zu finden.

Ohne Ziel driftete er die Columbia Road hinab, unter dem Freeway hindurch, tiefer in die nachstillen Viertel aus einst herrschaftlichen, nun heruntergekommenen Häusern im viktorianischen Stil, bedrängt von Lagerhäusern und Industriebrachen. Seine Rastlosigkeit verdichtete sich zu Aggression. Seine Muskeln barsten vor Kraft, seine Sinne vibrierten. Er hatte vor weniger als vier Stunden getrunken. Ein Obdachloser, niemand würde den Mann vermissen. An der Kreuzung Cottage und Norfolk Avenue schoss ein Wagen um die Ecke. Kain machte einen Satz zurück auf den Bordstein. Das Aufheulen des Motors brach sich an den Hauswänden, *Linkin' Park* drang durch die Scheiben. Unvernünftige Wut flammte auf und ließ ihn nach der Desert Eagle greifen, die sich am Rücken unter seiner Jacke verbarg. Der Wagen verschwand mit quietschenden Reifen in einer Querstraße. Kain löste die Finger vom Griff der Pistole, bleckte die Zähne. Der Wind zerrte an seinen salzfeuchten Locken und überzog seinen Nacken mit Gänsehaut.

Es stimmte, was Vitali ihm in einem Anfall von Zorn vorgeworfen hatte. Seit seiner Rückkehr aus Los Angeles hatte er sich nicht mehr unter Kontrolle und es wurde schlimmer. Vitali glaubte, dass es mit seinem Vater zu tun hatte, den Kain auf dem Dach von Maryan's Cathedral getötet hatte, aber der Russe lag falsch. Der Bastard hatte den Tod hundertfach verdient, und Kain bedauerte nur, dass es so schnell gegangen war. Er hatte sich mehr Befriedigung erhofft. Nun waberte neblige Leere, wo ihn zuvor Rache getrieben hatte. Kein Hochgefühl, nur Gleichgültigkeit.

Eve, wisperten die Kronen der Bäume.

Vitali wusste nichts von ihr. Er wusste nicht, dass Kain sich ahnungslos an die Frau gebunden hatte, indem er ihr Blut trank, doch beim Töten unterbrochen worden war. Seither trieb ihn eine schreckliche Besessenheit, die nichts mit Liebe zu tun hatte und sich dennoch so anfühlte. Es ging den Anwalt nichts an. Vitali würde die Natur eines Blutfluchs nicht verstehen. Letztendlich war er ein Mensch. Einer, der zu viel wusste. Mit einem Anflug von Bedauern dachte Kain, dass er ihn eines Tages würde töten müssen.

Während er die Straße überquerte, bemerkte er, dass jemand ihm folgte. Wie von selbst verzogen seine Lippen sich zu einem Lächeln. Lebendigkeit pumpte durch seine Adern, ein Hauch fiebriger Erregung. Er befand sich tief in Gang-Territorium. Niemand ging nach Einbruch der Dunkelheit in Roxbury spazieren, außer, er hatte sich verlaufen oder suchte nach Ärger. In den Scheiben eines Schnapslakens erhaschte er einen Blick auf drei Puerto Ricaner, die sich keine Mühe gaben, unauffällig zu sein. Er verlangsamte seine Schritte, damit

sie aufholen konnten.

„Eh Gringo, hast du eine Zigarette?“

Ein Stein prallte neben seinen Füßen auf den Asphalt. Er hielt nicht inne.

„Bist du taub, *bijo de puta*?“ Ihr Kichern hallte die Straße hinunter. Ein Schuss krachte. Das Projektil riss Putz und Holzsplitter aus der Hauswand. „Bleib stehen, Arschloch! Ich rede mit dir!“

Ein erwartungsvoller Schauer rann sein Rückgrat hinab. Sein Lächeln vertiefte sich, während er sich umdrehte und ihnen entgegensah. Zwei waren sehr jung. Der Dritte, ein Latino mit muskulösen Schultern und knielangen, blau karierten Baggy-Shorts, hatte die Pistole. Sein Schädel war kahl rasiert und mit einem Falken tätowiert, dessen Flügelspitzen die Schläfen berührten.

Der Kerl blieb dicht vor ihm stehen und hielt seine Freunde mit ausgestrecktem Arm zurück. Nachlässig hob er die Pistole, bis die Mündung auf Kains Unterleib zielte.

„Was grinst du so blöd, *mojón*?“

„Ich genieße die Nacht.“

Verwirrung färbte den Blick des Latinos, verwandelte sich in Misstrauen. Der Lauf ruckte ein Stück höher. „Bist du ein Cop?“

„Sehe ich aus wie einer?“

Die beiden Jungs kicherten. Sie spürten nicht die plötzliche Anspannung, die Falke erfasste. Einer spielte nun gleichfalls mit einer Waffe herum, einer Smith & Wesson, zu groß für seine Hände. Der andere verhakete seine Daumen im Hosensack.

„Du bist kein Cop.“ Falke entblötte gelbliche Zähne und leckte sich über die Lippen. Kain beobachtete die Speichelbläschen, die auf den Schleimhäuten zerplatzten. Er witterte die Ausdünstungen des Latinos, in die sich Unsicherheit mischte, sogar Angst. Aber der Mann konnte nicht zurück, ohne Schwäche vor seinen Compadres einzugestehen. Obwohl er satt war, stellte er sich unwillkürlich vor, wie Falkes Blut schmecken würde, warm und metallisch, angenehm salzig in der Kehle.

„Du bist kein Cop, oder?“ Falkes Lachen klang eine Spur zu laut. „Ich kann Cops riechen, und du riechst nicht wie einer.“

Für einen Moment fürchtete Kain, dass der Latino doch noch einen Rückzieher machte. Der Kerl war nicht dumm und seine Straßeninstinkte schlugen an. In einer Sekunde würde ihm egal sein, ob er sein Gesicht vor den beiden anderen Jungs verlor oder nicht.

„Aber du riechst, als hättest du dir in die Hose gepisst, *pijo*.“ Kain rollte die Silben des Schimpfworts genüsslich auf der Zunge. „Hast du?“

Scharf sog Falke den Atem ein. Die Hand mit der Pistole kam hoch, um ihm einen Hieb ins Gesicht zu verpassen. Kain wich zur Seite und packte den Arm. Im Augenwinkel nahm er wahr, wie der junge Latino die Smith & Wesson hob. Binnen einer Sekunde erfüllte Gebrausch die Gasse, ein Schwall spanischer Verwünschungen, Falkes Schmerzensschrei, als er ihm den Arm brach. Schüsse, Kain spürte die Einschläge in seiner Brust. Die Wucht der Projektile ließ ihn zurückstolpern. Qual loderte auf und brannte alles andere fort. Eve verglühte zu Asche. Er schwelgte in den Schmerzen, ließ sie willkommen, bis sein Herzschlag wie Schmiedehammer in seinen Schläfen dröhnte, Adrenalin und Blutrausch ihn überwältigten. Die Farben verschwammen zugleich und erblühten zu brillanter Schärfe. Er musste husten und schmeckte sein Blut, griff unter die Jacke und zog die Desert Eagle.

„Erschieß ihn endlich!“, kreischte einer. „Er hat eine Knarre!“

Mehr Schüsse krachten.

Katzenschnell ließ er sich in die Knie sinken, dass die Kugeln über ihn hinweggingen, hob die Pistole und feuerte. Den Jungen mit der Smith & Wesson traf er in die Kehle, Falke ins Schienbein und die Schulter. Der Latino taumelte und stürzte. Der Letzte der drei fuhr herum und floh. Kain widerstand der Versuchung, ihn mit einem Schuss von den Füßen zu holen.

Ohne Eile richtete er sich auf und schob die Desert Eagle zurück in den Gürtel. Falke wälzte sich auf den Rücken, tastete hektisch nach seiner Waffe. Kain blieb über ihm stehen und zog den Dolch. Er trat mit einem Fuß auf Falkes Handgelenk, mit dem anderen stieß er die Pistole beiseite. Er ließ sich in die Hocke sinken und klemmte Falkes Arme mit den Knien ein. Der Mann brüllte auf, als er den gebrochenen Arm belastete. Der Geruch seines Blutes verursachte Kain ein angenehmes Schwindelgefühl.

„Wer bist du?“, keuchte der Latino.

„Kein Cop.“ Kain setzte ihm die Klinge auf die Kehle. „Wehr dich am besten nicht.“

Er schmeckte noch das Blut des Latinos auf den Lippen, als die Transformation einsetzte. Kain schnappte nach Luft, als die erste Welle ihn überrollte. Rücklings taumelte er gegen eine Steinmauer. Regen tropfte ihm in den Kragen und kühlte seine febrile Haut. Polizeisirenen heulten durch die Nacht. Zwei Blocks entfernt lagen die Leichen der Puerto Ricaner, doch er machte sich nicht allzu viele Sorgen. Unwahrscheinlich, dass ein Nachbar wegen der Schüsse die Cops rief. Hier mischte sich niemand in fremde Angelegenheiten.

Während die Sirenen verhallten, wuchs die zweite Welle und zwang ihn in die Knie. Keuchend stieß er den Atem aus, würgte wie von Sinnen. Sein Schädel drohte zu explodieren. Und die Schmerzen ... Die Transformation fühlte sich an wie flüssige Lava, die ihm in den Adern explodierte.

Die dritte Welle fegte die Reste seiner Barrieren hinfert. Er hörte sich schreien, bis seine Kehle heiser war, er nach vorn stürzte und sich die Handflächen auf dem Asphalt aufschürfte. Bis die Qualen sein Bewusstsein auslöschten.

Als er erwachte, zitterten seine Muskeln vor Kälte. Seine Kleidung war vollgesogen mit Regenwasser und seinem eigenen Blut. Die Desert Eagle bohrte sich schmerzhaft in seinen Rücken. Er wälzte sich herum und ertastete die frischen Narben auf seiner Brust. Die Schmerzen waren zu einem schwachen Ziehen abgeklungen, das noch ein paar Stunden anhalten würde, um ihn daran zu erinnern, dass sein Fleisch einen Preis für die gewalttätige Erneuerung zahlte. Das Blut in seinem Mund schmeckte schal. Er sehnte sich danach, den Geschmack mit hochprozentigem Alkohol fortzuspülen. In der Tasche seiner Wildlederjacke vibrierte das iPhone.

Am Horizont dämmerte ein Streifen Morgenlicht. Zorn flackerte auf, doch verlor sich in der Erschöpfung, die Körper und Geist gleichermaßen einhüllte. Der provozierte Zusammenstoß mit den Puerto Ricanern war idiotisch gewesen. Verrückter Leichtsinn. Todessehnsucht aus einer Laune heraus, weil er sein Gefühlsleben nicht unter Kontrolle brachte. Mit einem Fluch auf den Lippen richtete er sich auf und nahm ab.

„Habe ich dich geweckt?“, fragte Vitali.

„Gewissermaßen.“ Er unterdrückte ein Kichern, das in seiner Kehle aufsteigen wollte. „Kannst du nicht schlafen, mein Freund?“

„Ich habe einen Job für dich.“

„Der dir Schlaflosigkeit beschert?“ Ein Wagen tauchte am Ende der Straße auf. Kain trat in den Schatten der Hauswand. „Dann bin ich nicht sicher, ob ich ihn haben will.“ Als die Scheinwerfer ihn streiften, fühlte er sich seltsam entblößt. Ihm wurde bewusst, wie er aussehen

musste. Blutverschmiert, die Kleidung zerfetzt. Er warf den Gedanken, sich ein Taxi zu seinem Apartment zu nehmen.

„Es ist wichtig.“ In Vitalis Stimme schwang ein angstvolles Drängen, das Kain nicht von ihm kannte und das seinen Argwohn schürte. „Es kann nicht warten.“

„Ich höre.“ Ohne Eile passierte er eine Reihe von Autos am Straßenrand. Unter einer zerbrochenen Straßenlampe stand ein alter Ford Taurus mit einem Riss in der Frontscheibe, der mit Paketband verklebt war.

„Können wir uns treffen?“

„Sag's mir am Telefon.“

„Es ist kompliziert.“

„Ich habe Zeit.“ Er klemmte das Handy zwischen Wange und Schulter, zertrümmerte die Scheibe auf der Fahrerseite mit dem Ellbogen und entriegelte die Tür.

„Wo steckst du?“

„Spielt das eine Rolle?“

Für ein paar Sekunden hörte er nur die Atemzüge des Anwalts. Vitali befand sich in Aufruhr. „Du musst einen Mann jagen.“

„Vom Blut?“ Kain fegte die Glassplitter vom Fahrersitz, stieg ein und zog die Tür hinter sich zu. Mehr Glasbruch fiel ihm in den Schoß.

„Kein Schattenläufer. Aber auch kein Mensch.“

„Sprichst du vom Engel?“ Mit der freien Hand riss er die Plastikverkleidung unter dem Lenkrad ab und schloss die Zündung kurz. Grollend erwachte der Motor zum Leben. „Vergiss es. Ich bin nicht verrückt.“

„Dem Engel?“ Die Irritation klang echt. „Nein.“

Der Spiegel des Taurus schrammte an einem Pickup entlang, als Kain den Wagen aus der Lücke steuerte, zu schnell, zu aggressiv.

„Okay, schon gut. Erzähl mir was über den Mann.“ Er folgte der Straße, bis er auf den Malcolm X Boulevard stieß, der um fünf Uhr morgens kaum befahren war. In zwei Stunden, wenn der Berufsverkehr einsetzte, brach hier die Hölle los.

„Ich würde das wirklich lieber nicht am Telefon besprechen.“

„Dann schick mir eine SMS mit seiner Adresse.“

„Das ist ja das Problem. Wir wissen, dass er sich in Los Angeles aufhält. Aber du wirst ihn aufstöbern müssen. Der Auftraggeber stellt dir jemanden zur Verfügung, der dir hilft.“

„Ich arbeite allein.“ Der rote Ziegelkoloss der Islamic Society mit seinem hohen Minarett löste sich aus der Morgendämmerung. Kain bog in die Tremont Street, die sechsspurige Verbindungsader nach Downtown, die von einem grünen Dickicht aus Platanen, Linden und Ahornbäumen gesäumt war. „Gib den Auftrag zurück.“

„Sie sagen, Geld spielt keine Rolle.“

„Richtig.“ Er schob sich eine feuchte Haarsträhne aus der Stirn. „Es ist mir egal.“

Hinter ihm heulten Sirenen auf. Für einen Moment fürchtete er, dass die Cops es auf seinen demolierten Wagen abgesehen hatten, doch das Geräusch entfernte sich wieder. Der helle Streifen am Horizont schmolz die Reste der Nacht. Über den Dächern stieg die Sonne empor. Er kreuzte die Tunneleinfahrt zur Massachusetts Turnpike, passierte ein paar schattige Wohnblocks und tauchte ein in die bunten Straßen von Chinatown.

„Interessierst du dich noch für die Raimondi-Stiche?“ Vitalis Worte kamen zögernd. Natürlich, er wagte sich auf brüchiges Terrain.

„Die, die man kaufen kann, habe ich längst.“ Kain lachte auf. „Die Übrigen sind verschollen oder liegen in einer Stahlkammer des Vatikanischen Geheimarchivs.“

„Genau da sind sie“, wisperte Vitali. „Im Vatikan. Und du könntest sie haben.“

„Ich bin nicht in Stimmung für schlechte Scherze.“

„Es ist die Wahrheit.“ Die Stimme des Anwalts festigte sich. „Man bietet sie dir als Bezahlung an.“

„Woher wissen die überhaupt, dass ich die Stiche will?“

„Ich habe sie gefragt, weil es eine gute Gelegenheit war und weil ich mir dachte, dass ...“

„Und wer sind die, dass sie solche Versprechungen machen können?“ Kains Herzschlag beschleunigte sich. Das Blut rauschte ihm in den Ohren. Er zwang sich, ruhig zu fragen, obwohl er Vitali am liebsten angebrüllt hätte. „Der verdammte Kardinalbibliothekar? Der Privatsekretär des Papstes?“

„Sie haben gute Verbindungen in den Vatikan“, murmelte Vitali.

Vier Blocks entfernt fing sich die aufgehende Sonne in den Zwillingstürmen der Ritz Carlton Residences. Kain bog in die Einfahrt zur Tiefgarage des Archstone Boston Common. „Ich habe gleich keinen Empfang mehr. Wir reden später.“

Er zog ein Ticket und stellte den Taurus im zweiten Tiefgeschoss ab. Irgendwann würde jemand den Wagen melden, vielleicht in einer Woche, vielleicht in wenigen Stunden. Es spielte keine Rolle. Es gab keine Kameras in der Garage, die sein Gesicht aufgenommen hatten. Mit dem Aufzug fuhr er bis nach unten, durchquerte das Parkdeck und stieg die Stahlterasse auf der Rückseite hoch. Jeans und Pullover klebten ihm eisig auf der Haut. Als er auf die Straße trat und ein Windstoß seine Jacke blähte, jagte die Kälte ihm einen Schauer über den Leib.

Er lief ein Stück zurück und folgte der Lagrange Street zum Bostons Common, dem prachtvollen alten Park im Herzen Downtowns. Sein Zorn flaute ab zu dumpfem Groll, der sich in seiner Brust festsetzte. Es ging niemanden etwas an, dass er auf der Suche nach den Raimondi-Stichen war. Vor allem nicht einen dubiosen Auftraggeber, der wollte, dass er für ihn einen Mord beging. Es war ein Fehler gewesen, Vitali davon zu erzählen. Der Mann war nicht mehr zuverlässig.

In weitem Bogen umrundete er die Zwillingstürme und näherte sich von der anderen Seite, um zwanzig Minuten später ins Innere der luxuriösen Wohnanlage zu schlüpfen.

Er drehte die Dusche so heiß auf, dass der Schmerz auf seiner Haut gerade noch erträglich war. Lange stand er gegen die Marmorkacheln gelehnt und ließ den Wasserstrahl auf seinen Rücken niederprasseln. In seinem Kopf kreiste Vitalis drängende Stimme. Der Groll fraß sich tiefer, je länger er nachdachte. Warum ausgerechnet Los Angeles? Zusammen mit den Raimondi-Stichen ergab das ein so verlockendes Angebot, dass sein Argwohn aufflammte wie ein Leuchtfeuer. Aber Vitali würde ihn niemals in eine Falle locken. Der Anwalt verdankte Kains Fähigkeiten seinen Reichtum. Er würde nichts tun, was ihm seine Rachsucht eintragen konnte. Oder?

Kain schlug mit der Faust gegen die Marmorplatten, bis die Haut über seinen Knöcheln aufplatzte. Ein dünnes Rinnsal Blut verwirbelte im Wasserstrahl.

„Eve“, flüsterte er. Ihr Name schmolz auf seinen Lippen wie vergifteter Honig. Eve war das Brennen in seinem Magen. Ein Stechen in

seiner Kehle. Der stetig pochende Kopfschmerz, der auf- und abflaute, ohne je ganz zu verschwinden. Ein Auftrag in Los Angeles. Die Zunge klebte am Gaumen. Es war der Vorwand, den er brauchte, um sie wiederzusehen. Vielleicht konnte er sie töten.

Der Gedanke explodierte zu reißender Qual.

Er stellte das Wasser ab und nahm sich ein Handtuch. Mit einer heftigen Bewegung wischte er den Spiegel frei und betrachtete die Wundmale auf seiner Brust. Frische Haut spannte sich über den Einschusslöchern wie Seidenpapier. Darunter krümmten sich ältere Narben und noch ältere, wie Einträge in einem Tagebuch, geschrieben mit Blut. Jede Narbe ein Kampf, eine Demütigung, ein Triumph. Jede eine Erinnerung. Schon bevor er dem Blutdurst verfallen war, hatte er ein scharfes Gedächtnis besessen. Nun arbeitete es unfehlbar und mit fotografischer Präzision. Er vergaß nie.

Was für ein Fluch. Nicht zu vergessen.

Das goldene Haar seiner Mutter. Das Wissen in ihren Augen, als Mordechai sie gegen die Wand schleuderte. Sie rutschte hinunter wie eine Puppe mit verdrehten Gliedern. Sie hatte gewusst, dass er sie töten würde. Sein Vater hatte bezahlt, doch das holte sie nicht zurück. Dahinter lauerte Eves Gesicht. Eve, die Reporterin, deren Blut er getrunken, und die seine Attacke überlebt hatte. Eve, die seinen Halbbruder liebte, einen legendären Krieger, der, anders als Kain, für seine Taten besungen wurde. Niemand dichtete Lieder über den lautlosen Tod, den Kain seinen Opfern brachte.

Er bleckte die Zähne und fuhr sich mit der blutenden Hand durch die Locken, die ihm schwer auf die Schultern fielen. Wenn sie trockneten, verwandelten sie sich in einen Wust weiß schimmernder Seide, wie bei Caraccis Erzengel aus dem halb verbrannten Buch seiner Mutter. Vor so langer Zeit.

Er wandte sich ab. Nackt trat er in den geschwungenen Korridor, den der Makler als Bibliothek bezeichnete und der ins Wohnzimmer mit dem frei stehenden Kamin führte. Sonne schien durch verglaste Wände und zeichnete goldene Streifen auf das Parkett. Die Bibliothek stand leer wie die meisten der anderen Räume. Er bewohnte im Grunde nur das Schlafzimmer mit dem luxuriösen Bett. Zwei weitere Zimmer hatte er mit schwarzem Satin tapezieren lassen und Vorhänge vor den Fenstern angebracht, die das Tageslicht aussperrten. Lampen, wie sie in Galerien verbaut wurden, hoben die großen Silberrahmen aus dem Dunkel. In dreizehn von ihnen hingen die Originaldrucke der *modi*, für die der italienische Kupferstecher Marcantonio Raimondi im Jahr 1524 in den Kerker gewandert war. Drei weitere glommen leer im warmen Licht.

Kain blieb am Durchgang zum ersten Zimmer stehen und betrachtete *Bacchus und Ariadne* in einer unverblümt erotischen Darstellung. Im Rom des sechzehnten Jahrhunderts hatten die Bilder einen Skandal ausgelöst.

Also existierte ein vollständiger Satz der Drucke, verwahrt in der Giftkammer der Vatikanischen Bibliothek. Der Papst hatte angeblich die Druckplatten vom Henker zerstören und sämtliche Bücher, derer man habhaft werden konnte, verbrennen lassen. Doch seine Mutter hatte ein Exemplar besessen, eine unschätzbare wertvolle Originalausgabe mit allen sechzehn Stichen, ergänzt durch die anzüglichen *sonetti lussoriosi* des Pietro Aretino. Die Vorstellung, die drei leeren Rahmen zu füllen, setzte sich hinter seinen Schläfen fest. Verdammt.

Er würde sich Vitalis Vorschlag zumindest anhören. Dann konnte er immer noch entscheiden, ob er einsteigen wollte.

Asâel aber und die anderen Engel [...] schnitten durch die Reihen der Raphaeliten wie ein Feuersturm und erschlugen sie zu Dutzenden und selbst der Erzengel konnte ihrer Wut nicht Einhalt gebieten. Zorn und Trauer erfüllten Raphaels Herz, als er sah, wie das Blut seiner Getreuen die Flüsse rot färbte. Die verbliebenen Streiter flohen vom Schlachtfeld und zogen sich hinter die Mauern ihres Tempels zurück. Und Karzuhl, der höchste Magier des Königs, lehrte Raphael, aus seinem Zorn und dem Feuer der Erzengel eine Waffe zu formen. Im Herzen von Niniveh erschufen sie die Bestie.

Chronik der Raphaeliten. Konstantinopel-Schriftrollen, Kap. V



s war so spät, dass die meisten Brüder sich längst zurückgezogen hatten. Ein kalt strahlender Mond versilberte die Wolken und tupfte den Innenhof mit tiefblauen Schatten.

Anna balancierte einen Steg aus wackligen Brettern entlang, die auf Ziegelstapeln ruhten, gut einen Yard über dem Untergrund. Vor ein paar Wochen hatten die Bauarbeiter begonnen, den Fußboden des Westflügels zu erneuern. Sie fühlte sich beklommen, weil Bartolo sie so förmlich zu sich befohlen hatte. Vielleicht hatte es mit Manolo zu tun und die Begegnung auf der Treppe zum Kloster zog nun doch Konsequenzen nach sich.

Auf der Brunneinfassung hockte eine grau getigerte Katze und musterte sie mit glänzenden Augen. Anna blieb stehen und erwiderte den Blick. Wind flüsterte in den Büschen.

Bartolo zitierte sie nie so spät abends in die Bibliothek. Sie schluckte, ihr Mund plötzlich trocken, und betrachtete die geschnitzten Türflügel am Ende des Kreuzganges. Einer klaffte offen und entließ einen Streifen Licht in die Nacht. Fröstelnd schlang sie die Arme um die Schultern und schlüpfte hinein.

Der Geruch nach Bienenwachs und staubigem Papier umfing sie wie eine vertraute Decke. Sie widerstand dem Drang, leise aufzutreten, damit niemand hörte, wie sie im Dunkeln zwischen den Regalen umherschlich. Natürlich waren die Zeiten längst Geschichte. Seit ihrer Rückkehr aus Rom maßregelte sie keiner der Brüder mehr, wenn sie nach Mitternacht in alten Pergamenten wühlte.

„Da bist du ja.“

Sie fuhr zusammen, weil sie Bartolo nicht bemerkt hatte. „Guten Abend, Monsignore“, murmelte sie. „Geht es um Manolo?“

„Manolo?“ Irritiert blickte er sie an. Dann glitt ein Lächeln über die blutleeren Lippen. „Guter Gott, nein. Du machst dir Gedanken um Nichtigkeiten. Du brauchst etwas Größeres, auf das du deine Aufmerksamkeit lenken kannst. Eine richtige Aufgabe.“

Sie bogen in den hohen Gang mit den Kreuzkapiteln, von dem ein halbes Dutzend Türen in die Büchersäle führten. Am Ende des Korridors sperrte Bartolo eine Tür mit Eisenbeschlägen auf. Annas Unbehagen verwandelte sich in Verwirrung. Er griff um den Türrahmen herum. Metall klirrte. Aus dem Schacht stieg ein Rumpeln auf wie von rostigen Gewichten, die über ein Steinbett schleifen. Er deutete auf die Eisenkrampen, die in der Tiefe verschwanden. „Geh vor.“

„Die Brunnentür“, hörte sie sich sagen. „Aber ich dachte ...“

„Dass es ein alter Wartungsschacht ist, den wir versperrt halten, damit niemand da runterstürzt? Mich wundert, dass du nie deine neugierige Nase hineingesteckt hast.“

Ihr stieg Blut in die Wangen. Vor allem, als sie die unterdrückte Heiterkeit bemerkte, die in Bartolos Raubvogelaugen funkelte. Ihre Ohren glühten. War das eine Art Test? Und wenn ja, hatte sie ihn bestanden?

„Na los“, befahl er.

Sie ließ sich auf die Knie hinab und tastete blind mit dem Fuß nach der ersten Stufe. Ihre Unbeholfenheit wurde ihr überdeutlich bewusst, als ihre Hände zu zittern begannen und sie nicht gleich die Auflage traf. Ihre Schuhspitze schrammte an alten Steinen entlang. Endlich fand sie Halt, schob das andere Bein über die Kante, sank nach unten und belastete die nächste Sprosse.

„Du musst zählen.“ Bartolos Stimme verzerrte sich zu Echos. „Zwanzig Stufen, dann kommt ein Vorsprung.“

Sie kletterte schweigend, mit zusammengepressten Lippen und voller Konzentration. Im Schacht herrschte tiefste Finsternis. Sie war weder kräftig noch besonders gelenkig und wollte nicht riskieren, abzurutschen. Der Vorsprung war ein gemauerter Kranz und breit genug, darauf zu stehen. Dahinter wich die Mauer zurück. Auf der Suche nach einem Halt ertastete sie einen Schalter. Kränkliches Licht flammte auf. Weiter oben knirschten die Schuhe des Priors auf den Sprossen.

Neonleuchten hingen von der Decke des Korridors, der ein paar Yards in die Wand hineinführte und vor einer Holztür endete. Anna musste den Kopf senken, um nicht anzustoßen. Die Tür war alt und mit Pech bestrichen, doch ein modernes Zylinderschloss funkelte im Holz. Hinter ihr zwängte sich Bartolo in den Gang. Er reichte ihr einen kleinen Schlüsselbund. „Schließ auf. Der Lichtschalter ist rechts.“

Noch mehr Lampen flammten auf. Sie konnte die Ausmaße des Raums zuerst nicht abschätzen, weil Bücherregale die Sicht versperrten. Auf den ersten Blick unterschied er sich nicht von anderen Sälen. Boden und Wände bestanden aus Sandstein, die Regale aus grob behauener Eiche. „Wo sind wir?“

Hinter ihr beugte sich Bartolo unter dem Türsturz hindurch. „Hier steht das Vermächtnis des Ordens. Die Bibliothek der Raphaeliten.“

Sie ließ es einsickern und fragte das Erste, was ihr in den Sinn kam. „Und man muss jedes Mal diese Leiter hinabsteigen und durch den Gang kriechen, wenn man sich ein Buch nehmen will?“

Seine Antwort hörte sie kaum, denn mit Verzögerung traf sie die volle Bedeutung seiner Worte. *Die verborgene Kammer*. Also stimmte es, was ein paar der Brüder tratschten. Dass der Prior sie in das Geheimnis einweihte ... oh Gott. Gehörte das zum Initiationsritual? Würde sie endlich ein vollwertiges Mitglied des Ordens, statt nur die geduldete Waise zu sein, eine nützliche Schriftgelehrte, doch von den Geheimnissen der inneren Kreise ausgeschlossen? Benommen musterte sie die Regale. Sie streckte eine Hand aus, um die Bücherrücken zu streicheln, aber Bartolo fing ihr Handgelenk.

„Nicht.“ Er hielt ein Paar dünne Baumwollhandschuhe hoch.

„Oh.“ Peinlich berührt griff sie danach. In ihrem Übereifer hatte sie nicht daran gedacht.

„Nicht, um das Pergament zu schützen, sondern dich. Bei einigen Büchern haben wir Gift auf den Seiten gefunden.“

„Oh.“

Durch die Regalreihen hindurch führte er sie zu einer Gruppe hochlehniger Sessel. Der Raum war nicht so groß, wie sie zuerst geglaubt

hatte. Zwei grau gestrichene Heizkörper an der Wand verbreiteten heimelige Wärme, die Kupferrohre ein bizarrer Anachronismus vor der sechshundertjährigen Sandsteinmauer.

„Setz dich.“

Befangenheit verengte ihre Kehle. Sie fürchtete förmliche Zeremonien, die hatten ihr niemals Gutes gebracht. Mit Ausnahme der einen, als ihr die Doktorwürde verliehen worden war. Da hatte sie sich gefühlt wie der Mensch, der sie sein wollte. Stark, voller Energie und fähig, die ganze Welt zu unterwerfen. Sie war aber nicht stark. Sie war schwach. So schwach, dass sie vor Idioten wie Manolo einknickte.

„Wie weit bist du mit den Cerencia-Tagebüchern?“

„Was?“ Die Banalität der Frage überraschte sie. „Ich brauche noch ein paar Tage. Sie sind nicht vollständig.“

Ein abwesender Ausdruck glitt über sein Gesicht. „Hast du die Transkriptionen jemandem gezeigt?“

„Nein. Warum?“

„Gut.“ Die hellen Augen fingen ihren Blick ein und gaben ihr das Gefühl, auf den Grund ihrer Seele zu sehen. Doch davor fürchtete sie sich nicht. Sie hatte nichts zu verbergen. Bartolo war ihr Mentor und zugleich der Vater, den sie nie gekannt hatte. Auch wenn sie mit der Angst lebte, seinen Erwartungen nicht gerecht zu werden, so wusste sie, dass er sie nicht zurückstoßen oder ihr Vertrauen missbrauchen würde. Das lag nicht in seiner Natur. Bartolo war ein Kämpfer, unter dessen harter Schale sich Güte und ein großes Herz verbargen. „Ich hatte gehofft, wir hätten mehr Zeit, dich auf deine Aufgabe vorzubereiten. Aber nun ist etwas geschehen und mir bleibt keine andere Wahl.“ Er beugte sich vor und presste die Fingerspitzen gegeneinander. War er etwa nervös? Unmöglich. Prior Bartolo bildete das Rückgrat der Abtei. Jeder sah zu ihm auf, selbst die fremden Geistlichen, die St. Pietro aufsuchten, um mit ihm hinter verschlossenen Türen zu konferieren. Bartolo wankte nie und wusste stets Rat.

„Die Legende, über die Cerencia berichtet ...“

„Der Nazgarth“, fiel sie ein, begierig, etwas beizutragen.

Bartolo nickte. „Er erwacht. Der Dunkle Jäger regt sich.“

Sie begriff nicht.

„Er hat einen Sucher ausgesandt. Und jemand folgt ihm und stiehlt die Siegel.“

„Aber das ist ein Mythos.“ Hinter ihren Schläfen meldete sich das vertraute Pochen. „Cerencia war sich nicht einmal sicher, ob die Siegel existieren.“

„Cerencia hat sein Leben der Suche geweiht.“

„Und nur zwei gefunden, bei denen er sich am Ende fragte, ob er nicht einer Täuschung aufgesessen war.“

„Das bedeutet nichts. Seine letzten Jahre verbrachte er als verbitterter Mann, der sein ganzes Werk infrage stellte.“ Bartolos Augen leuchteten. Der Anflug von Schwäche war verschwunden. „Wenn die Überlieferungen über die Gefallenen der Wahrheit entsprechen, warum dann nicht auch die über den Dunklen Jäger?“

„Der Engel ist ein Gerücht“, widersprach sie.

„Ist er nicht.“ Auf seiner Stirn entstand eine senkrechte Falte. „Nein, Anna. Der Engel ist real.“



Kaffeeduft umschmeichelte Vitalis Sinne, als er die Tür seines weitläufigen Apartments in der Atlantic Avenue aufstieß.

Frischer Kaffee.

Es traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Stocksteif blieb er auf der Schwelle stehen. Gedämpftes Licht hob die Konturen des Wohnzimmers aus dem Dunkel. Vitali dachte an die Pistole in seinem Handschuhfach, eine Ruger P 85. Nur kurz. Selbst entsichert in seiner Hand würde ihm die Waffe nichts nützen. Ganz zu schweigen davon, dass er ein lausiger Schütze war. Er holte tief Luft, machte einen Schritt in den Korridor und ließ die Teakholztür hinter sich zufallen. Mit einer langsamen Bewegung stellte er seinen Lederkoffer ab und trat in den großen Raum.

„Wie lange bist du schon hier?“ Es gelang ihm, seine Stimme neutral klingen zu lassen. Zumindest hoffte er, dass die Furcht, die sich zu einem Klumpen in seiner Kehle ballte, nicht durch die Worte hindurchsickerte.

Ein leises Lachen erschütterte die Schatten. Aus dem Sessel am Fenster löste sich eine Silhouette, Lichtreflexe auf weißblonden Locken. Wie er es hasste, wenn Kain mit ihm spielte. Wenn der Killer mit Leichtigkeit in seine Privatsphäre eindrang und seine Illusion von Sicherheit beiseite wischte.

„Dein Penthouse in Charlestown hat mir besser gefallen.“ Mit der Anmut einer Raubkatze richtete Kain sich auf. Er trat ins Licht, makellos, von atemberaubender Schönheit und zugleich unendlich Furcht einflößend, weil Vitali wusste, was sich hinter der Maske verbarg. Als er Kain gefunden hatte – als Kain ihn gefunden hatte – hatte keine Eleganz darüber hinweggetäuscht, dass er ein Ungeheuer war. Doch die Schönheit, die hatte Vitali schon damals in Bann geschlagen. Nun war er beinahe ein alter Mann, während Kain genauso aussah wie an jenem Wintertag vor mehr als zwanzig Jahren, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. Es war nicht gerecht.

Er blinzelte und straffte seine Schultern. Kain jagte ihm immer noch Angst ein, nach all der Zeit. „Du hättest mich nach dem Schlüssel fragen können.“

„Wozu?“ Kains Lächeln entblößte zwei Reihen strahlender Zähne. „Ich bin doch hier.“

Vitali schnaubte. „Aus Höflichkeit. Um den Schein zu wahren.“

Das Lächeln des Killers wurde breiter. Kain trug einen weißen Rollkragenpullover und Hosen aus grauer Wolle und Vitali fragte sich, woher diese Vorliebe für helle Farben rührte. Als müsste er einen Gegenpol schaffen für die Dunkelheit in seinem Inneren.

„Willst du wissen, worum es bei dem Job geht?“

„Das erzählst du mir doch sowieso.“

„Darf ich zuerst meinen Mantel ausziehen?“

„Du bist hier zu Hause.“ Die melodische Stimme sank ins Dunkel. „Da kannst du tun, was du willst.“

Nervös fummelte Vitali an den Knöpfen herum. Aus dem Augenwinkel beobachtete er Kain, der ans Fenster trat und ihm den Rücken zuwandte. Seit der Rückkehr von seinem persönlichen Feldzug in Los Angeles war der Killer noch unberechenbarer als zuvor. Früher hätte Vitali geschworen, dass Kain die Hand nicht gegen ihn erheben würde. Jetzt war er nicht mehr sicher. Vielleicht hatte er mit den Raimondi-Stichen einen Fehler gemacht. Er warf den Mantel aufs Sofa.

„Warum setzt du dich nicht?“ fragte Kain.

„Es tut mir leid wegen der Stiche. Ich hätte dich fragen sollen, bevor ich sie dem Auftraggeber gegenüber erwähnt habe.“